Die Frau aus der Stadt...

Autor(en): **Schüpbach, M.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 33

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646341

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Frau aus der Stadt . . .

M. Schüpbach.

So hat die Frau noch nicht gewartet, aus der bangsten Hoffnung, daß jeder Atemzug leiser geht und manchmal fast das Herz zu schlagen aufhört. Immer wieder läuft sie zum Fenster und vors Haus: wie sich das Unwetter auftürmt! Bald wird der ganze Himmel von dunklen Wolkenballen bedeckt sein. Als ahnten sie drohendes Unheil, stehen die Bäume mit ihrem weiten grünen Gezweig schier leblos da.

Die junge Frau hat sehr viel Furcht vor dem Gewitter — wenn doch nur ein Mensch käme! Aber sie ist ganz allein. Nicht einmal die Uhr tickt in der großen Stube, die sonst mit knarrendem Pendelschlag die Stunden und Tage durchwandert; sie haben nicht Zeit gehabt, ihr rasselndes Räderwerk in Gang zu setzen. Es ist auch sehr heiß in der Stube und jetzt dämmerdunkel, die Weinranken vor dem Fenster lassen nur spärlich das Licht eindringen. Breit und behäbig steht in der Ecke der Stube das Himmelbett, darin alle Gutbauernkinder zur Welt gekommen sind. Die Frau will sich nur einen Augenblick auf den Stuhl davor hinsetzen, in furchtsamer Scheu mit der Hand über die aufgetürmten Kissen streichen — aber sie kommt nicht dazu. Herr im Himmel! Es ist schon so weit, es wird wieder Geburtstag geben.

Die Mutter daheim wollte sie in die Stadt hinein haben, in das Wöchnerinnenheim, aber sie traute sich nicht, dies heftig zu verlangen. Der junge Bauer hätte es vielleicht getan, aber sie fürchtet sich zu sehr vor der Geringschätzung und dem heimlichen Spott, der den Schwiegereltern sowieso Tag für Tag in den harten kantigen Gesichtern stand. Die Schwiegermutter hat acht Kinder in dem Himmelbett geboren und sich bei jedem kaum vier Tage Ruhe gegönnt. Die Neumodischen machen das heute nicht mehr, sagt sie mit überlegenem Lächeln.

Als der Sohn das Mädel heimbrachte, das er in der Stadt drinn kennengelernt hatte und das er gegen den Willen des Alten heiratete, sagte der alte Bauer geringschätzig: „So, schau jetz selber!" Nie ist das Mißtrauen gewichen, es will nicht besser werden, trotz des tapferen Willens, den die Frau mitgebracht hat, sich in alles einzufügen.

Heute sind alle auf den Wiesen weit draußen am Waldrande, wo der große Berg schon sanft hinansteigt. Als erster ging früh Reinhard, der Mann, die Sense schräg über die Schulter gelegt und er ahnte sicher nicht, daß sie ihm vom Kammerfenster aus nachsah, mit einer demütig stillen Liebe, die gar nicht mehr viel für sich erhofft, und die doch über alles Maß groß ist, weil sie von der Kargheit der anderen zurückgedämmt wird und im Verborgenen lebt.

Alle kommen erst nach Stunden wieder heim. Die junge Frau durfte jetzt nicht mehr mit hinaus, sie mag nur „die Häuslichkeit tun", wie die Schwiegermutter bestimmt hat.

Als die Frau wieder vors Haus geht, mit vorsichtig tastenden Schritten, ist draußen die Wolkenwand noch mächtiger geworden. Der Wind kommt jetzt auf. Ein einziger Wirbelsturm fegt über den Hof und macht schon, daß die Fenster schüttern und klirren. Auch Blitze zucken bläulich-fahl hinter den Baumkronen nieder. Wie nun der Donner nah und mit dumpfem Gedröhn dahinrollt! Eine Weile bleibt die Frau unter der Toreinfahrt stehen und späht wieder auf die Straße hinaus. Laß gut sein! Wenn jetzt ein Gewitter kommt, werden sie heimtrachten. Bald ist sie nicht mehr allein, tröstet sie sich, und sie lächelt schon über ihre zitternde Furcht. Dann schleppt sie sich mit zusammengepreßten Lippen über den Hof hin ins Haus.

Kaum daß die Tür hinter ihr zufällt, bricht draußen krachend, stürzend der Regen nieder. Schloßen trommeln an die Scheiben, im Nu ist der Hof wie mit frischem Schnee bedeckt. Da — ganz rot leuchtet die Stube und die Bäuerin sinkt plötzlich auf die Dielen hin. Das Poltern, Schüttern und Krachen vermischt sich mit dem grellen Licht des Blitzes. Die ganze Stube scheint nur ein Flammenmeer. Es dauert lange, ehe die Frau sich wieder emporrichten kann. Ueber allen Schrecken hin horcht sie hinaus: jetzt hat der Blitz eingeschlagen — Herr im Himmel! — gerade jetzt kann sie sich nicht erheben!

Minuten, zur Ewigkeit ausgedehnt, vergehen, ehe sich langsam hinausschleppt. Im Haus draußen ist Kühle und Dämmerlicht. Beruhigend still stehen die alten Truhen an der Wand. Der Regen fällt nun wie ein grauer Vorhang an den Fenstern nieder.

Aber das Vieh brüllt, unruhig stampft es und rasselt an den Ketten. Als die Frau in den Stall kommt, bleibt sie erstarrt auf der Schwelle stehen. Durch das Gitterfenster kann sie alles sehen: draußen brennt es! Die Scheune brennt, ein wenig höher am Hang, als das Haus, auf der anderen Seite des Weges, hat sie der Bauer erst vor Jahresfrist bauen lassen. Aus dem Dach quillt bläulicher Rauch, da und dort leckt eine Flammenzunge hervor, die der niederrauschende Regen nicht mehr ersticken kann. Beißend lagert der Rauch schon tief zwischen Haus und Scheune.

Jetzt darf sie sich nicht mehr besinnen. Jetzt gibt es kein Nachdenken, kein Fürchten, kein Hinaushorchen mehr. Gleich bei der ersten Kuh, die ihr schon brüllend den Kopf zuwendet, muß sie anfangen, die angstscheuen Tiere loszubinden und hinauszudrängen. Endlich gelingt es. Wieder und wieder sinkt die Frau zwischen den Tieren hin, hält sich zitternd fest, taumelt in die Höhe, schlägt verzweifelt auf die prallen Tierleiber und erreicht es endlich doch, daß alle draußen hinterm Haus auf der Wiese stehen, brüllend und ängstlich zusammengedrängt.

Das Feuer hat zugenommen. Gewiß brennt nun das Heu. Die Hitze wird unerträglich und noch mehr der Rauch. Wenn nun aber das Feuer auch auf das Haus übergreift? Klirrend brechen oben in den Kammern die Fensterscheiben, wie lange noch, dann züngeln die Flammengarben herüber nach dem Dach des Hauses.

Die Frau taumelt wieder in das Haus zurück. Man muß zusammenpacken was wertvoll ist. Oben in seiner Kammer hat der Bauer den Kasten stehen, darin er das Schriftliche über den Hof, das Geld und alles Wertvolle verwahrt. Auch die Betten dürfen nicht liegen bleiben, die Kleider müssen aus den Schränken. Schwer nach Atem ringend, triefend von Schweiß, packt die Frau mit fliegenden Händen was ihr unter die Finger gerät, in Tücher, schleift Bündel um Bündel hinaus auf die Wiese. Fast zum Ersticken ist der gräßliche Rauch der brennenden Scheune, die Hitze nimmt noch immer zu. Wieder und wieder horcht die Frau: jetzt! Das muß Autohupen sein, da sind endliche Schritte — es muß doch jemand kommen!

Aber plötzlich kann sie nicht mehr. Plötzlich wirft sie das kommende Leben nieder. Schier vergehend in Schmerz, umkrallt die Frau das regennasse Gras. Es ist nicht mehr wie eine Menschenstimme, wie sie schreit.

Danach ist alles still, grausam still. Nein, nein — es kommt kein Schritt, es kommt kein Wagen — kein Mensch. Das Haus wird niederbrennen, das alte, schöne Haus.

Als die Frau zu sich kommt, liegt sie nun doch im alten breiten Himmelbett in der großen Stube, wo alle Gutbauernkinder auf die Welt gekommen sind. Das letzte ist draußen auf der Wiese geboren worden, während ein Gewitter mit schwachem Grollen verrauschte und die Scheuer vorm Haus bis auf das Gemäuer herunterbrannte. Das Haus ist erhalten, — der alte Bauer sucht sorgend jeden Winkel ab: Wasser ist viel eingedrungen, aber kein einziges verstecktes Fünkchen ist zu sehen, das jählings aufflammen könnte.

Auf den Fußspitzen stapft auch er in die Stube; weil die junge Frau jetzt wach liegt, bekommt sein scharfes Gesicht einen weichen Zug. „Sapperment", murmelt er, als er sich über die

Wiege beugt und aus seiner tiefen Stimme klingt Wohlwollen und Anerkennung.

Mit ihren alten Runzelfingern streichelt die Mutter der jungen Frau das Haar aus der Stirn. Gottseidank, daß sie noch alle zurechtkamen. Herr im Himmel — so ein Tag! Das macht der jungen Frau niemand nach, niemand, das hätte sie in ihren jungen Jahren weiß Gott nicht gekonnt.

Der junge Bauer sagt überhaupt nichts. Aber als er endlich dem wachen Blick der Frau begegnet, tröpfelt es ihm naß aus den Augen und er beugt sich schnell zu ihrem Gesicht nieder.

Das verpasste Souper . . .

Humoreske von Friedrich Bieri

Herr Franz von Bergen, Regierungsrat des Kantons Graubünden, hatte das Konzert mit seiner Anwesenheit beehrt, um zwei seiner selbstverfaßten Kompositionen aufführen zu hören. Dieselben wurden zu seinem lebhaften Beifall unter dem Jubel des Publikums gespielt. Hernach wurden die vier ausführenden Musiker zum Zeichen der Anerkennung von dem Herrn Regierungsrat zum Nachtessen gebeten. Da standen sie nun vorläufig in dem kleinen Salon, den hohen Gastgeber erwartend.

„Eine große Ehre und gewiß auch ein vorzügliches Menu", flüsterte der Cellist dem zweiten Geiger zu. Letzterer, ein kleiner, schlanker Herr mit krausem, blondem Haar, fiel Fremden gewöhnlich durch seine unnatürliche Totenbläße auf. Seine Bekannten waren sich schon längst daran gewöhnt. Auch hatte er die Eigentümlichkeit, zu erbleichen, wenn andere erröteten. Im übrigen aber war er ein vollkommen kerngesunder, sehr stiller, bescheidener Mensch. „Ich wollte, es wäre so weit!" flüsterte er zurück. „Ich habe einen Hunger, einen kannibalischen Hunger, sage ich Ihnen! Man speist ja schließlich nicht alle Tage mit einem Regierungsrat; deshalb habe ich heute zu Hause mein Mittagessen schön hübsch stehen lassen!" — „Das war aber sehr leichtsinnig von Ihnen, Herr Habegger", mißbilligte der Cellist, „darum also knurrte es immer so neben mir vorhin — gerade beim süßesten Adagio. Das war also Ihr Magen!"

In diesem Augenblick erklang die Stimme eines Dieners: „Meine Herren — Herr Franz von Bergen." Die Türen öffneten sich weit und Herr von Bergen trat, gefolgt von zwei andern Herren, ein. Für jeden hatte er ein freundliches, anerkennendes Wort. Schließlich blieb er beim Klavierspieler stehen, in eine lebhafte Diskussion über eine Stelle in seinem Scherzo geratend. Man setzte sich unter fortwährenden Gesprächen um den silberblitzenden Tisch. Auch der Cellist wurde nun in das Scherzothema verwickelt. Einer der Begleiter des Regierungsrates fixierte unausgesetzt den ihm vis-à-vis sitzenden Habegger, der ihm durch seine Bläße auffiel. Endlich wandte er sich an den zweiten Geiger: „Ihrem Herrn Kollegen scheint nicht wohl zu sein!" Habegger, der plötzlich vier Augen forschend auf sich gerichtet sah, wurde noch einen Schein bläßer. „Mir fehlt nichts!" sagte er abwehrend und schlug verlegen die Augen nieder. Sein Magen knurrte. Er hätte sich in diesem Augenblick selbst umbringen können. „Wenn doch nur die Suppe käme!" betete er stumm. Zu allem Ueberfluß wurde nun auch Herr von Bergen aufmerksam auf ihn und nickte ihm leutselig zu: „Ach so, ich verstehe! Sie leiden, scheint mir, am Magen; kenne das leider selbst! Alles Schwere meiden, besonders abends. Ja, ja." — „Also, Cis-Moll meinen Sie?" wandte er sich wieder an den Cellisten.

Endlich erschien die Suppe und duftete verführerisch. Der arme, „magenleidende" und hungrige Habegger konstatierte entzückt, daß es Krebssuppe war, die er ganz besonders gerne mochte. Er beugte sein blasses Gesicht aufatmend über die feuerrote Suppe. — In diesem Augenblick blickte der Herr Regierungsrat auf — ein Wink an das Mädchen, und zu Habeggers unaussprechlichem Entsetzen nahm plötzlich eine zierliche Mädchenhand den Teller vor ihm weg. Empört fuhr er auf — da sah er gerade in Herrn von Bergens teilnahmsvoll lächelndes Gesicht. Schelmisch drohend hält er den Zeigefinger erhoben.

„Ja, nicht! Herr Habegger — das ist Gift für Sie! Auch vor den Forellen warne ich Sie — sie sehen so unschuldig aus und liegen nachher wie Blei im Magen. Ein Stückchen Rehrücken — das ist vielleicht noch das Beste für Sie!" — Habegger senkte resigniert seinen Kopf — zum Widerspruch viel zu schüchtern.

„Warten Sie nur, wenn die Forellen kommen!" dachte er grimmig. „Da will ich meinen Teller schon festhalten!" — Die Suppe verschwand, und eine Platte blauer, schön gefleckter Forellen erschien. Habegger erbleichte noch mehr vor lauter Aufregung; er warf scheue Blicke auf den Regierungsrat, indem er zugleich mit beiden Händen krampfhaft seinen Teller festhielt. Aber plötzlich stand der Gastgeber hoch und schlank neben ihm und klopfte ihm leise auf die Schulter.

„Bitte, folgen Sie mir!" flüsterte er ihm leise zu. — Der arme Habegger war viel zu schüchtern, um einen Einwand zu wagen. — „Hoffentlich dauert es nicht lange!" seufzte er innerlich und warf einen „verzehrenden" Blick auf die Forellen, von welchen eben der Klavierspieler eine unglaubliche Portion auf seinen Teller lud; dann ließ er sich ergeben fortführen. Durch eine Reihe von Zimmern ging der Weg; — endlich in einem kleinen hellen Raum drückte Herr von Bergen den vollkommen verblüfften Habegger auf eine Couch. — „So", sagte er, „bleiben Sie hier ganz ruhig sitzen!" — „Aber!" versuchte Habegger einzuwenden mit der Kraft seiner Verzweiflung, die in ihm war. — „Bleiben Sie ganz ruhig!" unterbrach ihn der aufrichtig besorgte Gastgeber. „Warten Sie da! — So! Bald wird Ihnen sicher besser werden. Darf ich Ihnen ein Glas Wasser bringen lassen?"

Habegger wehrte ab, und plötzlich befand er sich, ehe er sich's versah, mit knurrendem Magen auf der Couch hingestreckt. „Bleiben Sie also ruhig liegen, und bald wird Ihnen wieder besser sein", hörte er noch eine Stimme wie aus weiter Entfernung, und bevor er noch irgend etwas erwidern konnte, daß er ja kerngesund sei und ihm nichts fehle als tüchtig zu essen, war die Türe schon leise ins Schloß geschnappt, und stille war's im Zimmer, unendlich stille. Nur zuweilen schien ihm, als dringe ein Ton von Kristallgläsern herüber, aber er war viel zu schüchtern, um sich wieder allein in den Speisesaal zurück zu wagen.

Nach einer Weile nahten große polternde Schritte; die Türe wurde leise geöffnet und der besorgte Gastgeber stand wieder vor dem nunmehr vollkommen erschöpften Habegger. „Nun, Herr Habegger, geht's jetzt besser?" fragte er freundlich. „Mir fehlt doch gar nichts!" stotterte der verzweifelte zweite Geiger. — „Ja, ja — Ruhe und bequeme Lage wirken manchmal Wunder!" nickte er — „nun aber kommen Sie." — „Gott sei Dank!" stöhnte Habegger leise. Wieder öffneten sich die Türen; man hörte lebhaftes, animiertes Durcheinandersprechen; hernach lautes Stuhlrücken. Soeben standen die Herren vom Tische auf. — „Hallo, Kollege Habegger — wo in aller Welt stecken Sie denn eigentlich? Diesen Rehrücken versäumen und diese Forellen, das verstehen wir nicht!"

Herr von Bergen wandte sich ihm wieder lächelnd zu. „Sie sehen immer noch blaß aus, mein Lieber", sagte er freundlich, „aber der Ruhe pflegen und Diät halten, vor allem Diät halten, ist ja immer das beste in solchen Fällen! — Also, meine sehr verehrten Herren, Ihr Besuch hat mich sehr gefreut! Leben Sie wohl, meine Herren!" . . .